

Das Kellerloch der Konspirationstheorien: Aufzeichnungen zur Krise des Wissens

Prof. Dr. Andreas Önnersfors

Dekan, Klasse 1, Geisteswissenschaften, Europäische Akademie der Wissenschaften und Künste, Salzburg, Österreich

Dostojewskis Kurzroman *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch* oder eigentlich „dem Untergrund“ (*Записки из подполья* im Original) wurde erstmals 1864 in der Zeitschrift *Epocha* veröffentlicht. Die Geschichte des namenlosen Mannes im Untergrund gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil legt der damals 40-jährige Beamte seine Lebensphilosophie in der Gegenwart der Erzählung dar und im zweiten erinnert er sich an eine Reihe von Ereignissen, die sich in der Vergangenheit der Erzählung, fünfzehn Jahre früher, zugetragen haben.

Ich werde zunächst meine Lesart der *Aufzeichnungen aus dem Kellerloch* wiedergeben, um sie dann auf einen Persönlichkeitstyp zu beziehen, mit dem ich mich in den letzten zehn Jahren aus ganz anderen Gründen in meiner Forschung beschäftigt habe: dem Verschwörungstheoretiker und seinem radikalisierten Manifest, das zu tödlicher Gewalt führen kann. Ausgehend von Anders Behring Breivik und seinen Terroranschlägen in Oslo und auf Utøya, die 77 Opfer forderten, haben wir in den letzten Jahren eine Reihe von Anschlägen von Einzeltätern erlebt, die von einem terroristischen Manifest begleitet wurden. Dazu kommt eine weitere Komponente: die so genannte Incel-Bewegung misogyner Männer die sich in einem „unfreiwilligen Zölibat“ wähnen und aus ihren digitalen Kellerlöchern vulgärdarwinistisch gegen die angeblich hegemoniale Macht der Frauen und der Genderstudien wettern.

Aber von dort aus hat die Verschwörungstheorie als Welterklärung auch eine breitere Bevölkerungsschicht erreicht. Der Prozess begann zuletzt im Zusammenhang mit der sogenannten Flüchtlingskrise 2015 und 2016, blühte aber ein halbes Jahrzehnt später auf: Verschwörungstheorien sind heute in den gesellschaftlichen Diskurs eingedrungen und haben etabliertem Wissen und Wissenschaft einer Krise ausgesetzt. Alternative Wahrheiten, Wissensverachtung und Wissenschaftsverleugnung werden als legitime Ausdrucksformen populistischer politischer Mobilisierung vermarktet, etwas das während der Anti-Corona-Bewegungen in Europa und der Welt deutlich an den Tag gelegt wurde. Experten und Expertenwissen wurden in ihrer Legitimität angegriffen. Wir als Europäische Akademie der Wissenschaften und Künste müssen uns fragen, wie wir auf diese Wissenskrise reagieren und sie entgegen sollen. Dostojewskis Erzählung fordert uns jedenfalls heraus, den existenziellen und widersprüchlichen Konflikt zwischen Willen und Wissen zu begreifen, der die Moderne prägt, teils während ihres Aufstiegs vor etwa 160 Jahren, als die *Aufzeichnungen aus dem*

Kellerloch veröffentlicht wurden, teils in ihrer späten Phase, in der wir meinen heute zu leben. Ist es möglich, eine Balance zwischen Willen und Wissen und zwischen Freiheit und Berechenbarkeit zu finden? Und wie können sie sich gegenseitig unterstützen?

Aber zuerst zum Kellerloch in Petersburg – der Stadt, die zum Symbol abstrakter Interaktionsformen, der Oberflächlichkeit und des moralischen Verfalls der zaristischen Gesellschaft wird. Dostojewskis Protagonist, das ist schon ab der ersten Zeile klar, geht es nicht gut. Ob es sich um eine imaginäre oder echte Krankheit oder um eine krankhafte Hypochondrie handelt, ist nicht eindeutig. Aber was sofort auftaucht, ist ein einstudiertes selbstverletzendes Verhalten, destruktive Denkmuster, die ihn passiv und gelähmt machen, unzufrieden mit seiner Arbeit, so wie er ist, in eine quälende Zwischenidentität versetzen, die zwischen Böse oder Gut, Bösewicht oder Held, ehrlich oder elend liegt. Als Protagonist eines langwierigen Monologs über seinen beklagenswerten Zustand findet er weder in der aktuellen Politik, der technologischen Entwicklung noch in den wissenschaftlichen Errungenschaften etwas Positives. Aber: Zugleich betreibt er Selbstreflexion als eines der Mediengattungen der Epoche, die ganze Erzählung ist eine fortlaufende, übertriebene, hypersensible Selbstanalyse, die pathologische Züge annimmt. Und in den eigenen Worten des Erzählers: „Jedes Selbstbekenntnis ist eine Krankheit“, die den Einzelnen so weit zermürbt, dass er rhetorisch fragt, „kann der der sich selbst prüft [wirklich] Respekt vor sich selbst haben?“

Es ist nicht schwer zu verstehen, dass Nietzsche Dostojewski positiv gegenüber eingestellt war – der Protagonist im Untergrund drückt immer wieder dystopische Gedanken aus, zum Beispiel, wenn er die Menschen schon am Anfang in zwei diametral entgegengesetzte Gruppen einteilt: „unreflektierende Handlungsmenschen“ und „denkende und untätige Menschen“, was den Übermenschen von Nietzsche ahnen lässt. Diese Gruppen leben in direktem Gegensatz zueinander. Die minderwertigen Handelnden begnügen sich mit der Normalität, die überlegen denkenden Menschen fordern nicht nur die Grenzen des Denkens, sondern auch der Moral, der Konventionen, des Verhaltens und der Etikette heraus. Zugleich sind sie aber auch Gefangene in ihrem Gedankengefängnis, wenn sie zum Beispiel nach „allem Schönen und Erhabenen“ streben, dem dann die Trivialität des Lebens in Bitterkeit gegenübergestellt wird – zumindest so der menschenfeindliche Protagonist des Kellerlochs. Er genießt förmlich seine Bitterkeit: „Die Freude ist gerade dadurch entstanden, dass ich meine eigene Demütigung zu ehrlich eingestand“, sagt er und fragt sich, wie er „sogar schafft im Gefühl seiner eigenen Demütigung ein Vergnügen zu finden“.

In all dem verbirgt sich ein typischer Konflikt und Widerspruch, nämlich der Hass des Protagonisten auf die Selbstbetrachtung des modernen Menschen, die er ja selbst praktiziert. Zweifellos ist er von Eigenliebe und Narzissmus verzehrt, misstrauisch, reizbar und hält sich für klüger als jeder andere, dessen niedere Motive, Triebe und Motive er durchschaut hat. Aber Selbstzweifel führen zum Spott der Menschen um dich herum, die Außenwelt urteilt und lacht. In seinem exkludierten Elend wird der Protagonist unter die Erde geworfen: „Dort, in seinem ekelhaften, stinkenden Kellerloch, versinkt unsere gekränkte, geschlagene und verspottete Maus sofort in einem kalten giftigen und vor allem ewigen Hass.“ Er befindet sich in einem „Fieber der Unsicherheit“ (was an die vielen Verwirrungen der Pandemie erinnert), das ihn dazu bringt, normale Menschen als dumm und sich selbst als überlegen und intelligent einzuschätzen.

Der Protagonist verweilt bei einer wichtigen Metapher: DER WAND. Die Steinmauer der Unmöglichkeit ist alles, was die Möglichkeiten einschränkt. Sie symbolisiert eine Frustration über die Naturgesetze an sich, insbesondere aber über das wissenschaftliche Weltbild, z.B. die Evolutionstheorie und die Akzeptanz wissenschaftlicher Grundkenntnisse und deren Prinzipien (in der Erzählung wird mehrmals $2 \times 2 = 4$ als Beispiel verwendet). Wissenschaft wird abgelehnt, der Protagonist will sich nicht um Naturgesetze und Arithmetik kümmern, „wenn sie mir nicht gefallen“ – er wählt den Weg der Tatsachenverleugnung, aufbauend auf Gefühlen und reiner Meinung. Seine Gedanken entlarven aber gleichzeitig auch eine Angst, die „unbestreitbaren logischen Verknüpfungen“, die das wissenschaftliche Weltbild kennzeichnen, werden als lähmend und desillusionierend empfunden – sie stiften keinen Sinn.

Dumme Menschen akzeptieren zu schnell vereinfachte Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung, während der echte Denker nach primären Ursachen sucht, führt ihn das Streben nach „dem Schönen und Erhabenen“ zu absoluten Werten (wie in Platons Ideenwelt). Im Gegensatz dazu „ist der Mensch unter Systematisierung und abstrakten Schlussfolgerungen so ein Sklave, dass er bereit ist, die Wahrheit absichtlich zu verzerren, um die Richtigkeit seiner Logik zu beweisen.“

In einer Zivilisationskritik ähnlich den Argumenten Rousseaus sucht der Protagonist den Riss zwischen dem Fortschritt der Zivilisation und der blutig-barbarischen Realität zu entblößen; unter dem dünnen Lack der Kultur ändern sich die destruktiven menschlichen Verhaltensweisen nicht. Die Kriege des 19. Jahrhunderts, beginnend mit Napoleon, aber auch in der Zeit des Autors, der Amerikanische Bürgerkrieg und der Krieg um

Schleswig-Holstein zeigen die erschreckende Realität. Ist dies die moralische Kritik der Zivilisation und des Fortschrittsgedankens, entwickelt der Protagonist daraufhin einen fortgeschrittenen Generalangriff auf Vernunft und Wissenschaft.

Wissenschaft widersetzt sich dem Willen, das wissenschaftliche Weltbild lässt den Menschen als Klaviertaste oder Orgelpfeife erscheinen (zwei wiederkehrende Metaphern), die keine eigene Autonomie haben. Was folgt, ist eine geradezu prophetische Vision einer Zukunft, in der „menschliche Gedanken nach diesen Gesetzen mathematisch als logarithmische Tabelle berechnet werden“ und in einer Wissensbank verbucht werden, die alles so sorgfältig berechnet hat, „dass weder eigenständige Handlungen noch Ereignisse in der Welt bleiben.“

Dies wiederum werde zu „neuen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen“ führen, „mit mathematischer Präzision berechnet“. Es ist eine Vision, dass „Big Data“, künstliche Intelligenz und Algorithmen unser Leben detailliert abbilden und steuern und dass der derzeit so diskutierte „Überwachungskapitalismus“ menschliche Daten erfasst, um unsere wirtschaftlichen Entscheidungen zu manipulieren oder ständig unsere Leistung und unseren Nutzen zu messen. Zweifellos äußert der Protagonist hier eine Reihe von Ängsten, wohl vor allem vor Kontrollverlust, dazu gleich mehr. Jedenfalls führt die optimal eingestellte Vorhersehbarkeit nur zu Langeweile und Undank, ähnlich wie bei Voltaires *Candide* (1759), wo Panglossos Vorstellungen von der perfekt prädestinierten Welt angesichts der destruktiven Realität zermalmt werden. Auch ist hier eine Verachtung für den in Krisenzeiten geäußerten Optimismus nicht schwer zu entdecken etwa von Bundeskanzlerin Merkel mit ihrem sprichwörtlichen „Wir schaffen das“ oder die von populistischen Hetzern verhassten „Gutmenschen“. Eine zentrale Bedeutung für mich nimmt der Satz ein, dass „der Mensch immer und überall, was immer er tut, es liebt, so zu handeln, wie er wollte, und keineswegs so, wie es ihm die Vernunft und sein eigenes Wohl aufdrängen; es ist möglich, auch gegen das eigene Besten zu wollen“ und manchmal sogar notwendig – die „Laune“ zu wollen, die den Menschen erst menschlich macht (und nicht zur Klaviertaste oder Orgelpfeife).

Für Dostojewskis Protagonisten ist dies der „größte aller Werte“. Die Vorstellung vom Widerstand des eigenständigen Willens gegen das Wissen und der wahrgenommenen Überlegenheit in Bezug auf die Vorhersagbarkeit des Wissens – die Freiheit, gegen das eigene Wohl (und den Rat des Expertenwissens) falsch wählen zu dürfen – bildete auch die normative Grundlage des Corona-Widerstands in Europa und der Welt.

Offensichtlich neurotisch wie er ist, drückt diese Kritik grundlegende Ängste aus, insbesondere vor der mathematisch präzisen Voraussagbarkeit, die auf den Berechnungen der Vernunft und dem Ideal der Erzielung von Vollkommenheit und Glück basiert. Dieses System

der Vorhersehbarkeit selbst wird abgelehnt und es bleibt die Angst, Autonomie und Kontrolle zu verlieren und stattdessen eine Klaviertaste oder Orgelpfeife zu werden, die genau der Funktion folgt, für die sie geschaffen wurde – das Gefängnis der Fremdbestimmung. Auch hier verbirgt sich die Angst, ein gläserner Mensch zu werden, der so transparent wird, dass seine Originalität verschwindet. Dostojewskis Protagonist bringt den Gegensatz des freien Willens zur bestimmenden Macht der Tatsachen zum Ausdruck. Ohne darauf hinzuweisen, nimmt er hierbei Lockes „Grenzen des menschlichen Verstehens“ als Ausgangspunkt.

Während Locke der Meinung war, dass es sich nicht lohne, Wissen jenseits der Lotschnur der Vernunft zu suchen, argumentiert der Untergrundmann, dass hier das wahre Wissen zu finden sei. Die Vernunft und damit die Wissenschaft produzieren nur partielle Teilwahrheiten. Aufgrund der Beschränkung der Vernunft hingegen stellt der Wille den „Ausdruck allen Lebens“ dar, also eine ganzheitliche Erkenntnisperspektive: „Der Intellekt weiß nur das, worüber er sich Wissen angeeignet hat“. Aber die „menschliche Natur“ funktioniert in ihrer Gesamtheit und akzeptiert auch die Lüge als Teil des Lebens (hier liegt eine Parallele zum schwedischen Antikantianer Thorild, der sagte, dass die Lüge den niedrigsten Grad der Wahrheit, aber nicht ihren absoluten Gegensatz darstelle). Die Krise des Wissens besteht also darin, dass Wissen partiell ist. Wenn auf diesem Teilwissen eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung aufgebaut wird, mag diese zwar Sinn machen, aber der Mensch verliert seinen autonomen und sinnstiftenden Willen und wird zum programmierbaren Rädchen in der Maschine, zur Klaviertaste, zur Orgelpfeife.

Der Protagonist behauptet mit Nachdruck das Recht, das Wahnsinnige wollen zu dürfen und nicht daran gebunden zu sein, nur das Vernünftige zu erstreben. Dies ist die Grundlage von Persönlichkeit und Individualität. Man ist geneigt, dem zuzustimmen, denn mit dem Fazit in der Hand ist festzustellen, dass die Moderne nicht in der Lage war, ein Glücksreich aufzubauen, sondern dass sie neben bahnbrechenden wissenschaftlichen Errungenschaften auch enormes Leid und Wirtschaftssysteme geschaffen hat, die den gesamten Planeten auszulöschen drohen. Wir brauchen nur Zygmunt Baumans *Unbehagen in der Postmoderne* (1999) oder sein postum herausgegebenes Buch *Retrotopia* (2017) zu lesen, um die tieferen Dimensionen des existentiellen Dilemmas der Moderne zu erfassen. Wenn wir nur der menschlichen Vernunft vertrauten, wie könnten wir dann einen nachhaltigen Ansatz für unsere Zukunft entwickeln?

Aber auf die Gefahr hin, zu viel über die Fortsetzung der Geschichte zu verraten, erscheinen diese Argumente eher als philosophische Verteidigung der Fehler des Protagonisten in der Vergangenheit, auf die wir zurückkommen werden. Jedenfalls ist das moderne Projekt seiner Meinung nach bereits zum Scheitern verurteilt, der Mensch ist undankbar und am aller

wenigsten vernünftig. Die optimierte Vorhersehbarkeit lässt ihn stattdessen über Auflösung und Chaos nachdenken und diese leidenschaftlich lieben, denn „etwas zu zerbrechen ist auch angenehm“. Langfristig sehnt der Mensch sich nach dem starken Führer, der die Ordnung wiederherstellt und ihr die verantwortungsvolle Autonomie abnimmt. Er widersetzt sich bewusst der erstickenden Sicherheit. Der Grund, so der Protagonist, ist, dass er Angst hat, all diese kalkulierbaren Forderungen und Ziele zu erreichen, eine widersprüchliche Angst vor Erfolg, aber auch eine nostalgische Angst vor einer ständig laufenden und von außen geforderten Veränderung, die andere bestimmt haben. Deshalb landet er in der sentenzartigen – auch an Nietzsche erinnernden – Aussage: zweimal zwei ist der Anfang des Todes.

Leiden und Zweifel sind ein weiteres Lieblingsthema, auf das sich der Autor des Kellerlochs in diesem Zusammenhang einlässt. Natürlich glaubt er, dass Leiden einen Sinn hat und dass es zwecklos sei, Leiden und Schmerzen durch „Streben nach Glück“ lindern zu wollen – wie es die amerikanische Verfassung formuliert. Im Gegenteil, Menschen haben das Recht, Zweifel, Leiden und Schmerzen zu akzeptieren, wenn sie es wünschen. Wiederum zeigen die späteren Beispiele aus seiner Vergangenheit, dass diese Argumentation wie eine nachträglich konstruierte Entschuldigung erscheint, eine Verteidigung, dass er nicht in der Lage war, sein persönliches Glück zu finden. Aber über den Willen hinaus, der bejaht werden muss, gibt es noch eine andere Denkweise, nämlich dass die Natur so ist, wie sie ist, und dass sie akzeptiert werden soll, ohne dass der Mensch sie beeinflusst. Dies ist auch eine Argumentation, die heute bei denen erkennbar ist, die den Klimawandel als natürliche Launen von „Mutter Natur“ oder Covid-19 als ihre Strafe sehen, gegen die es sinnlos ist, etwas zu unternehmen: Der Körper selbst wird schon in der Lage sein, die Krankheit auf natürliche Weise auszurotten, ohne Einmischung der künstlichen medizinischen Wissenschaft. Hier endet der erste Teil der Anmerkungen.

Der Stil erinnert, wie eingangs erwähnt, an das Terrormanifest des letzten Jahrzehnts: einseitige, aufgedunsene, prätentöse und selbstverherrlichende Monologe vor einem mehr oder weniger zum Zuhören gezwungenen Lesepublikum und im Extremfall tödliche Gewalt die durch die Autoren der Manifeste, die Terroristen, gerechtfertigt wird. Im Fall des Protagonisten ist es ein Manifest, das sein moralisches Scheitern in sozialen Interaktionen erklärt und das im zweiten Teil offenbart wird. Er ist nicht politisch, hätte es aber genauso gut sein können. Wäre dem zweiten Teil eine Gewaltorgie wie im Film „American Psycho“ (2000) gefolgt (der Motive von Dostojewski entlehnt haben soll) wäre man nicht überrascht gewesen. Der Stil ist auch immer wieder von (berechneter?) Ambivalenz geprägt, ein Kennzeichen gegenwärtiger populistischer Diskurse. Der Protagonist sagt allzu oft, dass er

„scherze“, dass er das, was er schreibt, überhaupt nicht meint oder dass das, was er sagt, Unsinn sein muss. Mit seinen pathologischen Selbstzweifeln und seinem Selbsthass untergräbt er die Glaubwürdigkeit seiner eigenen Argumentation, was mich eher mit dem verschwörungstheoretischen „Incel“ unserer Zeit assoziieren lässt – den Männern, die behaupten, in einem erzwungenen unfreiwilligen Zölibat zu leben, die sich ständig selbst demütigen und ein selbstverletzendes menschenfeindliches und frauenfeindliches Selbstbild pflegen.

Im zweiten Teil der Aufzeichnungen blüht dieses negative Selbstbild in seiner Gesamtheit auf. Der Protagonist beschreibt seine tiefe Einsamkeit und Verbitterung, er sucht Unterhaltung durch Zeitungslektüre, er besucht Prostituierte, er entblößt seine Unfähigkeit zu sozialen Kontakten, getrieben von Hass und Kleinlichkeit, fühlt sich benachteiligt, ignoriert und vergessen – kurz: ein Underdog, der sich selbst Schmerzen zufügt. Dies zeigt sich am besten in der Erläuterung einer imaginären Ungerechtigkeit, die ihn über Befriedigung phantasieren lässt, ein fiktives Duell mit einem halb-echten halb-fiktiven – aber gesellschaftlich überlegenen – Gegner. Es folgt die seltsame Episode um den Kontakt mit seinem alten Schulfreund Simonov und den Abschied von einem anderen, Zverkov, die die unterwürfige Oberflächlichkeit der damaligen russischen Gesellschaft, aber auch die Eifersucht des Protagonisten und seine schmerzliche soziale Angst, Ausgrenzung und Isolation offenbart. Er zeigt ebenfalls einen Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem sozialen Aufstieg seiner ehemaligen Mitschüler und verachtet deren oberflächliche sozialen Spiele, die er ihnen in den schmerzlichsten Szenen des Buches auch direkt vorwirft – als eine Art gescheiterter Versuch, ihnen ein schlechtes Gewissen zu machen.

Inmitten dieses Schneesturms aus zusammengebrochenen menschlichen Interaktionen ändert sich die Szene zum Bordell, in das alle gegangen zu sein scheinen. Das Treffen mit der jungen Prostituierten Lisa offenbart eine manipulative Frauenfeindlichkeit. Der Protagonist lässt seine Minderwertigkeitsgefühle gegenüber der rangniedrigsten aus: der Prostituierten. Er stellt sogar fest, dass er sie manipulieren und mit ihr negative Gedankenspiele spielen möchte, indem er sie vollständig erniedrigt, ihr aber gleichzeitig Hoffnung gibt. Ausführlich schildert er zum Beispiel das Glück der Kernfamilie, wo die Mutterrolle mit der Madonna gleichgesetzt wird, um gleich danach drastisch das elende Leben der Hure zu schildern. In diesem langwierigen „Mansplaining“, das Lisa in einer ihrer wenigen Antworten sogar als „wie aus einem Buch“ beschreibt, weckt er – zu manipulativen Zwecken sicherlich – echte Gefühle, auch in sich selbst, eine Sehnsucht nach dem, was nicht da ist oder verloren gegangen ist, aber am zugleich eine tiefe Schande über das elende Dasein, aus dem es keinen

Ausweg zu geben scheint. Die Spannung wird unerträglich, sobald der Protagonist Lisa seine Adresse gibt und sich tagelang quält, ob sie nun kommen wird oder nicht. Als Lisa nach tagelangen Qualen tatsächlich in seinem Kellerloch auftaucht, kann er nicht damit umgehen, sondern fällt auf das frühe manipulative Muster der Demütigung und Hoffnungsspende zurück.

Am Ende wird klar, dass er nicht in der Lage ist zu lieben und dass der Hass die Oberhand gewonnen hat – die Liebe erscheint nur als eine Form der fortgeschrittenen Tyrannei und daher muss auch die mögliche Beziehung zu Lisa zusammenbrechen. Als letzte Demütigung gibt er ihr einen Geldschein, den sie ablehnt. Was bleibt, ist das gekränkte männliche Ego, das in einem der Kernsätze der Erzählung zum Ausdruck kommt: „Mein ganzes Leben lang werde ich vom ersten besten Trottel geschubst, das ist jetzt eben mein Schicksal.“ Auf den letzten Seiten des Buches macht der Protagonist seine Erzählung zu einem wahren Manifest, indem er den Leser normativ in ein „Wir“ einbezieht. Wir sind zur Antithese eines Helden geworden, abgetrennt von der Wirklichkeit – es ist nicht klar, auf welche Realität er sich bezieht. Unsere Unfähigkeit, mit der Realität umzugehen, ist entfremdend, stattdessen leben wir nach Büchern – oder vielleicht meint er die fiktive Realität (hier liegt ein Paradox: der Autor schreibt ein Buch und laut Lisa spricht er auch wie ein solches) – wir sind unsicher über die Bedeutung unserer Existenz. Mehr Freiheiten werden nur zu einem nostalgischen Verlangen nach einem neuen Leviathan führen (um die Erklärung zu entlehnen, die Bauman in seinem Buch *Retrotopia* präsentiert hat, um zu beschreiben, warum autoritäre Regime in unserer Zeit auf dem Vormarsch sind). Das Selbstbekenntnis des eigenen Leidens macht den Protagonisten lebendig im Gegensatz zu den in den Büchern vergrabenen abstrakten Ideen, der virtuellen Realität, wie man versucht wird hinzuzufügen. So hallt der Schrei aus dem Kellerloch.

Verschwörungstheorien, meine Damen und Herren, vereinen drei Dimensionen: eine kognitive Ebene, die unseren epistemischen Wissensbedürfnissen entspricht, eine psychologische Ebene, die unseren emotionalen Bedürfnissen entspricht, und eine Ebene von Werten und Weltbildern, die existenzielle Bedürfnisse berühren. Diese Dimensionen werden oft als „paranoider Stil“ betrachtet, als eine abweichende Form der Selbst- und Welterklärung. Wenn man versucht, die Eigenschaften zu finden, die Menschen dazu bringen, an verschwörerische sinnherstellende Erzählungen zu glauben, sind Eigenschaften, die Dostojewskis Unterwelt-Mann offenbart, hervorstechend. Wir haben es mit einem Menschen zu tun, der etabliertes Wissen ablehnt, da er es seiner Meinung nach nicht will, das zweimal zwei vier ist. Sicherlich ist diese Zurückhaltung gegenüber der Wissenschaft getrieben von einer verständlichen Angst, dass der

Mensch zu transparent und berechenbar wird, und einer vernünftigen Kritik, dass Wissenschaft nur partiell ist, aber gleichzeitig sind dies eben gerade Ängste und sollten als solche verstanden werden. Wir haben es mit einem Menschen zu tun, der aus unbekanntem Gründen ausgeprägte Persönlichkeitsmerkmale aufweist, die ihn übermäßig misstrauisch machen, eifersüchtig auf diejenigen, denen es besser geht (die Elite?) und der versucht, sich und seiner Umgebung die Schuld für seine eigenen Mängel zu geben. Diese anderen werden dämonisiert und es ist ihre Schuld, wenn die Gesellschaft kurz vor dem Zusammenbruch steht.

Wir haben es also mit einem Menschen zu tun, der in gewisser Weise seine eigene Handlungsfähigkeit verleugnet, seine Selbstbestimmung, außer dass sie dazu benutzt wird, sich selbst, seine eigenen und die Unzulänglichkeiten anderer zu untersuchen. Auch hat der Mann im Kellerloch kategorische Werte und Weltbilder, die seine Werturteile über Gut und Böse bestimmen, absolute Gegensätze wie das Frauenbild zwischen Heilige und Hure oder dass man Leiden als Teil des Lebens akzeptieren muss. Was ihn jedoch wirklich zu einem Individuum in der Risikogruppe macht, ist die soziale Isolation, seine Hingabe an Hirngespinnste und Fantasiewelten, in denen er die Rolle des Helden spielt und seine manipulativen Eigenschaften, die in seiner toxischen Beziehung zu Lisa voll zum Ausdruck kommen. Wie ich schon sagte, wäre es nicht überraschend gewesen, wenn der zweite Teil der Erzählung sich stattdessen in eine Orgie der Gewalt verwandelt hätte. Der Grat zwischen Selbsterniedrigung und grausamer oder tödlicher Gewalt gegen andere ist sehr dünn, die kognitiven Triebkräfte der Radikalisierung sind vorhanden, es fehlt nur noch das Umsetzen in die Handlung. Wenn wir den Protagonisten des Kellerlochs in unsere Zeit verlegen und ihm einen Rechner und eine Internetverbindung zur Verfügung stellen, ist es leicht zu sehen, wie ein Verstärker ein düsteres Manifest verfasst und danach wahlfreie Opfer in der Stadt erschießt, legitimiert durch seinen verinnerlichten Hass. Sollte das Denken politische Dimensionen annehmen, haben wir den Persönlichkeitstypus, der das amerikanische Kapitol oder den Reichstag in Berlin stürmt. Aber vielleicht würde er nur ein Tastenkämpfer bleiben, ein elendes Internet-Troll, das unter falscher Identität (auch wir wissen ja nicht, wie er eigentlich heißt) seinen Hass auf ehemalige Klassenkameraden, verhasste Kollegen oder Frauen als Gruppe richtet und dabei gleichzeitig seine eigene moralische Überlegenheit predigt.

Ich werde oft gefragt, was wir tun können, um dieser Art von Persönlichkeit zu begegnen. Eine Antwort findet sich im Untertitel meines Vortrags, „Die Krise des Wissens“. Wissenschaft, Wissen hat heute seine zusammenhängende Kraft der Welterklärung verloren. Ob dies durch die Postmoderne verursacht wird, die viele verurteilen, oder durch soziale Medien oder eine Kombination aus Relativismus, Pluralismus und leicht zugänglichen

Informationen ohne wirkliche Analyse sei dahingestellt. Aber wie beim Kellermenschen ist klar, dass die sachliche Information darüber, wie Wissenschaft tatsächlich funktioniert oder was eine wissenschaftliche Theorie wie die Evolutionstheorie über die Realität aussagen kann, an ihre Grenzen stößt. Genauso gut könnte man sich vorstellen, dass die Wissenschaft Inseln der Vorhersehbarkeit in einer menschlichen Existenz schafft, die in einen Tsunami der Unvorhersehbarkeit geraten ist. Aber er hat sich entschlossen, dass Gefühle die Vernunft übertrumpfen und dass es der grenzenlose, uneingeschränkte Wille ist, der unser Wissen am besten und ganzheitlichsten ausdrücken kann. Auch dort herrscht Angst vor dem Kontrollverlust, vor der verlorenen Autonomie, vor der befürchteten Fremdbestimmung. Aber genau über diese Ängste müssen wir, die wir mit Wissenschaft arbeiten, unser eigenes Wissen erweitern. Es reicht nicht, in einer Konfrontation mit fanatischen Corona-Leugnern Tatsachen zu zitieren oder offenkundige Tatsachenfehler quellenkritisch zu korrigieren. Wir müssen, auch wenn wir nicht dafür ausgebildet sind oder wollen, auch auf die emotionalen Faktoren reagieren, die Menschen dazu bewegen zu glauben, in einer großen und abstrakten Illusion zu leben (auch hier eine Ähnlichkeit mit Dostojewskis Protagonist), die von den wenigen Bösen beherrscht wird. Schließlich geht es bei der Wissenskrise auch um eine Auseinandersetzung mit Werten und Weltbildern. Diese tief verwurzelten Systeme der menschlichen Sinnstiftung muss das Wissen in der Lage sein, mit einer positiven Vision zu beleben. Wozu dient Wissen, wenn es nicht auch das Leben bereichert? Das war schon die Kernfrage in Nietzsches Schrift von 1874 mit fast gleichem Titel. Ich denke, dieses Thema ist heute relevanter denn je. Es gibt wahrscheinlich nur wenige Aussichten, den Kellermenschen zweimal zwei als Ausdruck des Lebens und nicht des Todes sehen zu lassen oder sogar in einem Kosmos, der vorhersehbaren Naturgesetzen gehorcht, noch einen Raum für freien Willen zu schaffen. Aber wir können ihm in seinen Ängsten Unterstützung bieten, einen Ausweg aus der Verzweiflung und bessere Antworten auf existenzielle Fragen anbieten. In der besten aller Welten können Narrative des Hasses in Narrative der Hoffnung verwandelt werden.